

EUGEN DREWERMANN

**Landschaften der Seele
oder:
Wie uns die Liebe
verzaubert**

Grimms Märchen
tiefenpsychologisch gedeutet

Band 2

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Die Texte der Märchen sind in der Fassung der
Grimm'schen »Kinder- und Hausmärchen« von 1857 wiedergegeben.

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres
Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen
und Materialien.

Aktualisierte Neuausgabe der erstmals im Walter Verlag
erschienenen Einzelbände (1982–2005)

Alle Rechte vorbehalten

© 2015 Patmos Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: © Mpower/photocase.com

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-0617-2

INHALT

VII Vorwort

1 Dornröschen

99 Schneeweißchen und Rosenrot

171 Der goldene Vogel

231 Die Kristallkugel

317 Rapunzel

389 Der Herr Gevatter

423 Der Gevatter Tod

467 Fundevogel

Vorwort

Eine Botschaft ist es, die den Märchen schon als Gattung eigen ist: sie sind, zumindest in Gestalt der Zaubermärchen, als einzige Erzählform der Menschheit dezidiert der Meinung, allein die Liebe sei imstande, uns auf Erden Glück zu schenken. Nicht daß bei allem Zauber der Liebe die Märchen nicht auch wüßten um die *Verzauberungen* und Gefahren, die ihr innewohnen; doch wenn die Alternative zum Abenteuer der Liebe einzig in Lieblosigkeit besteht, wer könnte dann noch zögern, der Überzeugung aller Märchen zuzustimmen: lieben – das heiße zu leben; aus Angst aber die Liebe zu weigern – das sei so viel wie langsames Ersterben?

Gleich das erste Märchen der vorliegenden Sammlung erzählt genau dies. Das *Dornröschen* ist die Geschichte eines Mädchens, das wie ein Königskind heranwächst und über dem gleichwohl schon von Geburt an wie ein Fluch die Weissagung einer tödlichen Drohung schwebt: sein fünfzehntes Lebensjahr werde sein letztes sein, denn dann werde es an einer Spindel sich stechen und tot hinfallen. Alles Erdenkliche tun seine Eltern, ihr Mädchen vor dem angesagten Unheil zu bewahren, und doch nur um so sicherer ereilt es dieses, wenn auch in abgeschwächter Form. Obwohl im Reich des Vaters alle Spindeln systematisch eingesammelt und vernichtet werden, geht jene Prophezeiung in Erfüllung: der Schritt vom Kindsein zum Erwachsensein führt unvermeidlich dahin, jenes Geheimnis zu berühren, das, so verdrängt auch immer, zur Reifung einer Frau gehört. Zwar stirbt nicht physisch die Prinzessin, als sie sich an der »Spindel« sticht, jedoch erlebt sie ihre erste Liebe wie ein Trauma, das jede weitere Entwicklung ihrer Persönlichkeit zum Stillstand bringt. So liegt sie seelisch da wie schlafend; wer sich ihr zu nahen wagt, verfängt sich in ein dornenvolles Dickicht, – er dringt zu ihr nicht durch, kommt aber auch nicht von ihr los; erst ganz zuletzt gelingt es jemandem, den Bann zu heben und die Geliebte aufzuwecken, indem er nach und nach auch ihre Eltern und den Hofstaat und die Tiere und sogar das Herdfeuer wieder belebt. Nichts demnach kann so ängstigen wie Liebe, nichts aber schenkt an Leben mehr als sie, – ein einziges Märchen, und es sammelt wie ein Brennglas all die Strahlen, in denen Märchen sich in ihren schönsten Farben malen.

Ganz anders gleichwohl geht die Geschichte von *Schneeweißchen und Rosenrot*. Keine Erzählung der Brüder Grimm ist so harmonisch

wie diese, schildert sie doch, wie Mädchen sich gleich Rosenbäumchen vom Kindsein zum Erwachsenensein entfalten vor dem vertrauensvollen Hintergrund und Schutz der Mutter. Auch diesen Mädchen bleibt an jeder Stelle, da ein Neues sich in ihnen vorbereitet, der Einbruch ungeahnter Ängste nicht erspart, doch immer wieder ist es ihnen möglich, sich spielerisch, humorvoll und geleitet von der Mutter Schritt für Schritt ins Leben zu getrauen. Vor allem: sie erhalten sich die Einheit all der Wesenswidersprüche, die sie auszeichnen als »rot« und »weiß«, als Gegensatz von Lebensfülle und Bewahrung, von Drang nach draußen und nach drinnen (von Extraversion und Introversion in der Sprache der Psychologie). Es gelingt ihnen, zu reifen in Unschuld und Kinder zu bleiben auch als Erwachsene, – ein Geschwistermärchen, das die Überzeugung der Brudermordmythen der Völker zu widerlegen vermag: Geschichte sei nur möglich um den Preis von Kampf und Konkurrenz und Schuld. Mitnichten. Nur die Angst ist mörderisch; die Liebe lehrt, sich Unschuld, Schönheit, Freude, Herzenswärme, Hilfsbereitschaft und »Gemütlichkeit« im wahrsten Sinne des Wortes zu bewahren. Ein kleines Kindermärchen scheinbar, die Korrektur des Weltbilds der »Erwachsenen« in Wahrheit!

Was aber ist das auch: »erwachsen« sein! Die Geschichte vom *Goldenen Vogel* erzählt, daß man es vielleicht weit gebracht hat auf der Lebensleiter, – man ist inzwischen wer, ein Mann in Macht und Würden, und doch hat man das Kostbarste dabei verloren: seine Seele, seine Freude, seine Fähigkeit zur Liebe. Statt dessen ist man zum Gefangenen der eigenen Eitelkeit geworden; die Liebe lernt man nur, wenn man beginnt, sich auf den »Fuchs«, die Stimme eines instinktiven Wissens um die richtige Art zu leben, einzulassen, – schmerzlich die Welt von Prunk und Pracht und Geld und Geltung nach und nach verlassend, dafür jedoch erfahrend, wie durch »Nicht-Machen« alles gemacht ist – eine taoistische Maxime des Alten China mitten in einem Grimmschen Märchen. Das Wiederfinden des Selbst aus Verlorenheit und Entfremdung, die Neuentdeckung der vermißten Heiterkeit und Leichtigkeit des Daseins, wie es tatsächlich einmal war in Kindertagen (oder doch als Geschenk der Kindheit hätte existieren müssen), das Glück, mit sich im anderen eins zu werden, wie das Bild der (Heiligen) »Hochzeit« es in den Mythen und den Märchen vielfältig beschwört, – das ist der Stoff, aus dem der Traum vom Goldenen Vogel wie ein Musterschnitt des rechten Lebens maßgeschneidert wird.

Die innere Einheit der Liebe gegen die Gefahr der Zerrissenheit eines Daseins in Flucht und in Angst – unter all den Märchen, die diesen Konflikt beschwören, ist das – leider noch weithin unbekannte – Märchen von der *Kristallkugel* überaus lesenswert. Die Angst vor der eigenen Mutter, die erlebt wird wie eine Zauberin, kann die Seele schon eines Jungen in vertierte Teilkräfte zersplittern: das Triebleben als ein riesiges Meeresmonstrum (einen Wal»fisch«), das Ich als ein Landraubtier (einen »Bären«) und den Verstand als einen Greifvogel der Lüfte (einen »Adler«); und doch formt sich im Bann der Mutter auch die Ahnung von dem Urbild aller Liebe: von der Schönheit der (von ihrem Vater) verzauberten Prinzessin auf dem gläsernen Berge. Der Weg zu ihr besteht darin, die Riesengegensätze in sich selbst zu »überlisten« und wie blind der Sehnsucht nach ihr nachzugehen, – der Kampf um sie kann nur bestanden werden, indem sich Fühlen, Wollen, Denken zusammentun, um je für sich menschliche Formen anzunehmen. Wie aber mag es dann gelingen, die Wunderschöne, stets Ersehnte, endlich Gefundene, die Zauberhafte, aber selbst Verzauberte, vom Fluch der Selbstverachtung und der Minderwertigkeit zu heilen? Der Mythos vom sich selbst erlösenden Erlöser – im Märchen von der »Kristallkugel« wird er bestätigt als der Rettungsweg der Liebe auf der Suche nach sich selber.

Kein Kind, das nicht die Liebe lernte in den Armen seiner Mutter. Doch wenn die Mutter selber nicht zu leben weiß – ohne ihr Kind? Das Märchen von *Rapunzel* spricht im Titel schon von dieser Möglichkeit, daß jemand seine Existenz allein dem Umstand schuldet, von seiner »Mutter«, einer »Zauberin« auch sie, gebraucht zu werden wie ein Nahrungsmittel, wie die »Rapunzeln«, wie die Gartenkresse. Es kann geschehen, daß die Rollen eines Tages tauschen: die Mutter sperrt die Tochter ein im Turme ihrer Hochachtung; sie blickt zu ihr als ihrem eigenen Stolz empor, sie läßt sich an den goldenen langen Haaren ihres Mädchens Tag um Tag zu dessen Höhe aufheben, und eben drum kann sie es niemals freilassen zu einem eigenen Leben. Es gibt – erneut – nur einen Weg zur Freiheit aus der Einengung der Mutterbindung, – das ist die Liebe eines anderen. Ein »Königssohn« erlauscht die Art, in der die Mutter mit der Tochter redet, und so erlernt er auch die »Muttersprache« jener Unbekannten, die er schon liebgewinnt beim Klang des Wohllauts ihrer Stimme, ist sie doch voll Verlangen nach ihm selber als dem Retter aus der Einsamkeit des »Turmes«. Wie schwer jedoch kann Liebe sein! Die Hexenmutter raubt der Tochter alle Schönheit – sie schneidet ihr die Goldhaarzöpfe

ab und stößt sie fort, daß sie, allein erziehend, zur Mutter zweier Kinder wird; den Königssohn wirft sie vom Turm herunter in die Dornen, daß er, vor Kummer und vor Trauer blind, umherirrt auf der Suche nach der so rätselhaft verlorenen Geliebten. Nach langer Zeit erst trifft er sie, indem er sie wiedererkennt an ihrer Stimme und sehend wird durch ihre Tränen die sie weint, als sie einander glücklich in die Arme schließen.

Eigentlich ist gegen die positive Sicht der Märchen auf die Liebe nur *ein* Einwand möglich, den diese in gewissem Sinn auch mit sich selbst austragen: der Tod, der jederzeit jeden ereilen kann und der, wie nach Belieben, die Liebenden jäh von einander trennt. Üblicherweise wird das Schicksal unserer Sterblichkeit mehr oder minder heute an die Kunst der Ärzte delegiert, – sie müssen wissen, wie es um uns steht und was mit uns zu machen ist. Im Abstand von 200 Jahren ist es deshalb von Belang zu sehen, daß in der Märchensammlung der Gebrüder Grimm gleich zwei Geschichten dem Verhältnis Arzt und Tod gewidmet sind. Da ist zum einen die Erzählung von dem *Herrn Gevatter*: Ein armer Mann, der seine Kinder kaum ernähren kann, bittet vorm Stadttor, seinem Traume folgend, einen Fremden zum Gevatter, und der gibt ihm ein Wunderwasser, das die Kranken heilt, wofern der Tod am Kopfende des Krankenlagers steht. Durch dies Geschenk des Todes wird der Arme ein berühmter reicher Medicus, der zweimal sogar bei dem Kind des Königs mit Erfolg interveniert, – beim dritten Mal freilich ist alle Kunst umsonst, – das Kind muß sterben. Der Tod, lehrt die Geschichte bis dahin, ist nicht der Feind des Arztes, vielmehr kann jeder »Doktor« nur gerade so viel, wie ihm der Tod vergönnt, als dessen Patenkind er ihm Gehorsam schuldet. Was aber macht das mit dem Arzt? Als jener Mann den Fremden, den »Gevatter« selbst aufsuchen möchte, verwandelt sich der Weg zu ihm in einen Albtraum voller Schrecknisse: Der Arzt sieht überall nur Tod und sieht den Tod selbst durch das Schlüsselloch mit Hörnern gleich dem Teufel. Es ist, als öffnete sich bei dem Treppenaufstieg zu dem Herrn Gevatter die Welt wie eine Falltür, die alles, was da ist und lebt, zum Grubenabfall vorbestimmt. Nur Angst und Flucht, die reine Panik als ein Existenzzustand, prägt schließlich die Erlebnisform des Arztes als des Patenkindes des Todes.

Ganz ähnlich, und dann doch auch in bemerkenswerter Weise anders, erzählt sich das in weiten Teilen parallele Märchen vom *Gevatter Tod*. Hier ist es klar erkennbar der Tod selber, der bei der Taufe eines Arme-Leute-Kindes Pate steht und später, als es groß geworden,

ihm ein Heilkraut schenkt, das ganz genau so wirkt wie jenes Wunderwasser aus der Hand des »Fremden«. Beschrieben wird in der Erzählung ganz entschieden eine Welt, in der mit »Gott« und »Teufel« nicht viel anzufangen ist, – die Religion diskreditiert sich selber in den Augen all der Armen, denen sie nicht hilft; der Arztberuf im Märchen allerdings repräsentiert noch nicht den rein methodisch ausgeprägten Atheismus im Umgang mit Gesundheit und mit Krankheit in den heutigen Naturwissenschaften; eher steht der Arzt als Patenkind des Todes in der Nähe noch zu den Priesterärzten, den Schamanen, in den »Primitiv«kulturen: die Seele gilt als eigentlicher Ort der Heilung und Erkrankung. Mit seiner Kunst vermag der Arzt, trotz des Verbots des Todes, sogar den König von dem Sterben zu bewahren, und auch ein zweites Mal noch rettet er der Königstochter im letzten Augenblick das Leben; doch seine Hoffnung, dafür selbst an ihrer Seite dereinst König sein zu dürfen, wird alsbald durchkreuzt: jetzt muß er selber sterben. Ein Arzt, lautet die Botschaft dieses Märchens, mag manchmal wohl versuchen, dem Tod ein Schnippchen zu schlagen und die Lage eines bereits Todgeweihten noch zu »drehen«; – macht er sich selber vom gehorsamen Diener des Todes zu dessen vermessenem Gegner, so spricht er sich selber das Urteil. Ein Arzt kann, vielleicht, das Leben verlängern und einen Aufschub bewirken, vor dem Tod bewahren – das kann er nicht.

Wie also leben im Schatten des Todes? Es gibt Märchen, die eigentlich Mythen sind, wie die Geschichte der *Frau Holle*; manchmal aber nehmen sie auch die Form existentialer Parabeln an und erzählen gleichnishaft in allegorischen Bildern von der Grundbefindlichkeit unseres Daseins. So die Erzählung von dem *Fundevogel*. Der Titel schon beschreibt unsere Lage – ein Findelkind, entführt von einem Raubvogel (dem Geist), zu Hause nicht im Himmel noch auf Erden, – so der Mensch; in Pflege nur gegeben einer »Köchin«, die eines Tages ohne zu zögern ihn in die »Suppe« stecken wird. Im »Haushalt« der Natur sind wir nichts anderes als gerade geduldet, und das Leben läßt sich nicht zu Unrecht darstellen als ein ständiges Bemühen, den Todesboten zu entlaufen. Das wichtigste jedoch ist nicht so sehr, lange zu leben, sondern »richtig«: An jeder Knotenstelle seelischer Entwicklung im Verlauf des Lebens heißt es, Stellung zu beziehen und die innere Balance zu wahren: der »Fundevogel« hat ein Stiefgeschwisterchen, das »Lenchen«, das immer schon im voraus ahnt, was kommt, und darauf antwortet mit einer jeweils fälligen Verwandlung: in jungen Jahren in ein Rosenbäumchen und ein Röslein darauf, er-

wachsen werdend in ein Leben, das wie eine »Kirche« ist in seiner Unantastbarkeit und einer Krone gleich in seiner Souveränität; im Alter aber gilt es, den Tod selbst zu töten in einer Wandlung ins Unendliche. Gelingen freilich wird das nur, wenn »Fundevogel« und das »Lenchen«, wenn Denken und Gefühl, wenn Intellekt und Emotion, wenn Kopf und Herz sich immer neu versichern, eins zu sein. Ein Denken, das nichts weiter sein will als verständig, ist in sich selbst der Tod; der »Fundevogel«, dieses Beutegut des »Adlers«, bedarf des »Lenchens«, um vom Tod nicht eingeholt zu werden. Am Ende sind's die Evidenzen unseres Herzens, die uns helfen, mit dem Tode so zu leben, daß sich seine Hand nicht um uns schließt. Die Liebe, die den Tod besiegt, ermöglicht unser Leben.



DORNRÖSCHEN

Dornröschen

Märchen Nr. 50 aus der Grimmschen Sammlung

Vorzeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag: »Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!«, und kriegten immer keins. Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: »Dein Wunsch wird erfüllt werden, ehe ein Jahr vergeht, wirst du eine Tochter zur Welt bringen.« Was der Frosch gesagt hatte, das geschah, und die Königin gebar ein Mädchen, das war so schön, daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er ladete nicht bloß seine Verwandte, Freunde und Bekannte, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kind hold und gewogen wären. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reiche, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, so mußte eine von ihnen daheim bleiben. Das Fest ward mit aller Pracht gefeiert, und als es zu Ende war, beschenkten die weisen Frauen das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichtum, und so mit allem, was auf der Welt zu wünschen ist. Als elfe ihre Sprüche eben getan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen oder nur anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: »Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und tot hinfallen.« Und ohne ein Wort weiter zu sprechen, kehrte sie sich um und verließ den Saal. Alle waren erschrocken, da trat die zwölfte hervor, die ihren Wunsch noch übrig hatte, und weil sie den bösen Spruch nicht aufheben, sondern nur ihn mildern konnte, so sagte sie: »Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.«

Der König, der sein liebes Kind vor dem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreiche sollten verbrannt werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämtlich erfüllt, denn es war so schön, sittem, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, liebhaben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahr alt ward, der König und die Königin nicht zu Haus waren und das Mädchen ganz allein im Schloß zurückblieb. Da ging es allerorten

herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg die enge Wendeltreppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Türe. In dem Schloß steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Türe auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau mit einer Spindel und spannte emsig ihren Flachs. »Guten Tag, du altes Mütterchen«, sprach die Königstochter, »was machst du da?« »Ich spinne«, sagte die Alte und nickte mit dem Kopf. »Was ist das für ein Ding, das so lustig herumspringt?« sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung, und sie stach sich damit in den Finger.

In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auf das Bett nieder, das da stand, und lag in einem tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heim gekommen waren und in den Saal getreten waren, fingen an einzuschlafen, und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall, die Hunde im Hofe, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja, das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu brutzeln, und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, in den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf den Bäumen vor dem Schloß regte sich kein Blättchen mehr.

Rings um das Schloß aber begann eine Dornhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward, und endlich das ganze Schloß umzog und darüber hinauswuchs, daß gar nichts mehr davon zu sehen war, selbst nicht die Fahne auf dem Dach. Es ging aber die Sage in dem Land von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so ward die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königssöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Dornen, als hätten sie Hände, hielten fest zusammen, und die Jünglinge blieben darin hängen, konnten sich nicht wieder losmachen und starben eines jämmerlichen Todes. Nach langen, langen Jahren kam wieder einmal ein Königssohn in das Land und hörte, wie ein alter Mann von der Dornhecke erzählte, es sollte ein Schloß dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schon seit hundert Jahren schlief, und mit ihr schlief der König und die Königin und der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß schon viele Königssöhne gekommen wären und versucht hätten, durch die Dornhecke zu drin-

gen, aber sie wären darin hängengeblieben und eines traurigen Todes gestorben. Da sprach der Jüngling: »Ich fürchte mich nicht, ich will hinaus und das schöne Dornröschen sehen.« Der gute Alte mochte ihm abraten, wie er wollte, er hörte nicht auf seine Worte.

Nun waren aber gerade die hundert Jahre verflossen, und der Tag war gekommen, wo Dornröschen wieder erwachen sollte. Als der Königssohn sich der Dornhecke näherte, waren es lauter große schöne Blumen, die taten sich von selbst auseinander und ließen ihn unbeschädigt hindurch, und hinter ihm taten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Im Schloßhof sah er die Pferde und scheckigen Jagdhunde liegen und schlafen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfchen unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß einer seinen Atem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Türe zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er es mit dem Kuß berührt hatte, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte, und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich; die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dache zogen das Köpfchen unterm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen; der Braten fing wieder an zu brutzeln; und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie; und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohns mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

Tiefenpsychologische Deutung

Das Märchen vom *Dornröschen* zählt ohne Zweifel zu den Lieblingsphantasien mancher Männer. Wer möchte solch ein Prinzgemahl nicht sein? Mutig durchs Gebüsch gedrungen, dann, ansichtig der Schönen, von der alle traumverloren reden, naßforsch die Gunst des Augenblickes nutzend – allein die Paßgenauigkeit, mit der Triebwunsch und Rettungstat sich ineinanderfügen, – o seltene Glückseligkeit! Jedoch Gemach, ihr hochmögenden Herren und hochfahrenden Ritter, die BRÜDER GRIMM betören durch die leichte Art ihrer Lektüre; was sie erzählen, ist in Wirklichkeit ein Meisterstück aus Andeutungen und Verhaltenheiten, ganz ungeeignet für ein Bubenstück krachlederner Männlichkeitsbeweise.

Im Märchen ist es wie im Leben sonst: es kommt darauf an, die Themen zu erspüren, die der Gesamtgestalt das Wesen leihen. Als Marie Hassenpflug im Jahre 1811, damals erst 23 Jahre alt, in Kassel die Geschichte vom *Dornröschen* JACOB GRIMM erzählte, wußte dieser natürlich, daß dieses Märchen sein Vorbild CHARLES PERRAULTS *La belle au bois dormant* (*Die schlafende Schöne im Walde*, 1697) verdankt und daß der Anfang von der bösen Fee der Feder der Baroinin D'AULNOY entstammt und dort einmal den Titel trug *La biche au bois* (*Die Hindin im Wald*, 1698). Als aber Wilhelm Grimm nach der knappen Aufzeichnung seines Bruders die Geschichte vom *Dornröschen* 1812 veröffentlichte, ließ er den zweiten Teil von den Verfolgungen der menschenfressenden Mutter des rettenden Prinzen bei PERRAULT ganz einfach fort – er wird heute als eine eigene Geschichte unter der Nummer 215 der *Kinder- und Hausmärchen* als *Die böse Schwiegermutter* geführt; und das Motiv der Madame D'AULNOY von der Hindin, die ein König jagt, um die Geliebte zu erlangen, findet sich in veränderter Gestalt im Märchen Nr. 11 von *Brüderchen und Schwesterchen*¹.

1 | Zur Herkunft des Märchens vgl. JOHANNES BOLTE – GEORG POLÍVKA: Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, 1. Bd. (Nr. 1–60), Leipzig 1913, 434–442. Die beiden Autoren unterscheiden vier Motive: »A. ein Frosch verkündet die Geburt der ersehnten Königstochter; – B. eine zum Freudenfest (der Taufe) nicht geladene Fee verwünscht das Kind, daß es im 15. Jahre durch einen Spindelstich sterben soll; eine andere Fee verwandelt diesen Tod in einen hundertjährigen Schlaf; – C. die Weissagung erfüllt sich; mit der Jungfrau versinken alle Schloßbewohner in Zauberschlaf, und ringsum wächst eine Dornenhecke; – D. nach hundert Jahren dringt ein Prinz durch diese, erlöst die Schlafende durch einen Kuß und

hält eine fröhliche Hochzeit.« (434–435) Fast ebenso erzählt CHARLES PERRAULT: *Contes de Fées* (1696) – Die Märchen, übers. v. Ulrich Friedrich Müller, München (dtv zweisprachig 9033) 1962, 6–29; La Belle au Bois Dormant – Die Schöne, die im Walde schlief. Vgl. ROLF HAGEN: Der Einfluß der PERRAULTschen Contes auf das volkstümliche deutsche Erzählgut und besonders auf die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Göttingen (Dissertation an der Georg-August-Universität) 1954, 106–119. Sehr schön hat Alfred Romain: Zur Gestalt des Grimmschen Dornröschenmärchens, in: *Zeitschrift für Volkskunde*, 42, 1932/1933, 84–116, die Textentwicklung des Märchens der Brüder Grimm von der Ölenberger Handschriftsammlung (vgl. J. LEFFTZ: Märchen der Brüder Grimm. Aus dem Nachlaß C. L. Brentanos in der Urgestalt herausgegeben, Leipzig 1926) bis hin zu der ersten Fassung von 1812 und der zweiten von 1819 dargestellt. – Zu den französischen Varianten des PERRAULTschen Märchens vgl. PAUL DELARUE – MARIE LOUISE TENÈZE: *Le conte populaire français. Catalogue raisonné des versions de France et des pays de langue française d'outre-mer*, Paris 1. Bd. 1957; 2. Bd. 1963, II 68–71; vgl. auch MARC SORIANO: *Les contes de Perrault. Culture savante et traditions populaires*, Paris 1968, 125–135: La Belle au bois dormant; 135–140: Les Fées. – WALTER SCHERF: Lexikon der Zaubermärchen, Stuttgart 1982, 50–56, verweist zu Recht auch auf den Anfang der Erzählung von MADAME D'AULNOY: La biche au bois, als Nr. 3 in: *Contes nouveaux au les fées à la mode*, Paris 1698, dt.: Die Hindin im Walde, in: *Französische Märchen von Charles Perrault und Madame d'Aulnoy*, aus dem Franz. übers. v. S. Piroué, Hanau 1979, 138–167. Vgl. LUTZ MACKENSEN: *Handwörterbuch des deutschen Märchens*, Bd. 1, Berlin–Leipzig 1930/1933, 144–148: Aulnoy, Baronin, in Deutschland. – Mit den Erzählungen von PERRAULT und AULNOY werden wir im folgenden die Grimmsche Fassung des Märchens immer wieder vergleichen. – Auch JAN DE VRIES: Dornröschen, in: *Fabula 2* (Berlin 1958), 110–121, leitete die Geschichte aus mittelalterlicher Dichtung in Frankreich ab. Aus der Grimmschen Fassung des *Dornröschens* schöpfte LUDWIG BECHSTEIN: *Deutsches Märchenbuch* (1857), Zürich 1974, 241–246: Das Dornröschen; auf seine Version ist deshalb nicht besonders einzugehen. – Verwandt dem *Dornröschen*-Motiv ist das Märchen von GIAMBATTISTA BASILE: Sole Luna e Talia, in: *Lo cunto de li cunti o vero lo tratteneamiento de peccerille* (Die Erzählung der Erzählungen oder Unterhaltung für die Jugend), Neapel 1634–1636; Bari 1925 (*Il Pentamerone ossia La fiaba delle fiabe*), hg. v. Benedetto Croce, 2 Bde.; dt.: *Das Pentamerone*, übers. v. A. Potthof, mit Zeichnungen v. J. Hegenbarth, Nachw. v. Benedetto Croce, Hattingen 1958, V 5: Statt der Feen verkünden Wahrsager, das neugeborene Kind werde an einer Flachsfasernach zu Tode stechen. Obwohl daraufhin kein Flachs ins Schloß gelassen wird, sieht Talia eines Tages eine spinnende Alte vorübergehen und stößt sich eine Flachsfasernach unter den Fingernagel, als die den Rocken ergreifen will. Die tot zu Boden Gesunkene läßt der König unter einem Thronhimmel im Schloß verschließen. Ein Falke aber, der dem König bei der Jagd von der Hand fliegt, genießt die Liebe der schönen Schlafenden, die nach neun Monaten einen Knaben (Sole) und ein Mädchen (Luna) zur Welt bringt; Feen legen die Zwillinge der Schlafenden an die Brust; die Kinder jedoch saugen einmal an den Fingern ihrer Mutter und entfernen dadurch das Gift aus ihrem Körper. Talia erwacht. Der König möchte die Prinzessin und ihre Kinder abholen, während seine Gemahlin – wie bei PERRAULT – die Kinder schlachten und kochen lassen will, was nur mit Mühe sich vermeiden läßt. MAX LÜTHI: Es war einmal. Vom Wesen des Volksmärchens, Göttingen 1962, 5–18: Dornröschen, bemerkt zu dieser Erzählung, die er bis auf den »kannibalischen« Abschluß vollständig auführt (S. 13; 14–15), »daß es die Kinder sind, die, ohne es zu wollen und zu wissen,

die eigentliche Erlösung der Schlafenden bewirken«, und er findet dieses Motiv »besonders hübsch und bedeutsam«. (S. 15) Eine solche Bedeutsamkeit besitzt die Szene psychologisch in der Tat. Talia verkörpert ein Mädchen, das, wie Dornröschen, beinahe stirbt, als es zur Frau werden soll; es »erwacht« aber wieder in der Rolle der Mutter; es lebt auf in den eigenen Kindern. Es ist sehr wichtig zu sehen, daß eine solche Haltung den Hintergrund einer »fressenden« Mutter bildet. Demgegenüber schildert das GRIMMSche Märchen gerade, wie ein Mädchen das »Trauma« seines Frauseins überwindet, indem es die Liebe zu einem Manne zu akzeptieren und zu integrieren lernt. – Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang auch eine Episode in dem altfranzösischen Prosaroman aus dem 14. Jh. *Perceforest*: Zur Geburt der Königstochter Zellandine werden drei Göttinnen geladen: Lucina (die römische Geburtsgöttin) schenkt ihr Gesundheit, Themis (die griechische Schicksalsgöttin), die erzürnt ist, weil an ihrem Platz ein Messer fehlt, verhängt als Schicksal, das Kind solle durch die Berührung mit einem Leinenfaden solange in den Schlaf sinken, bis er aus ihrem Finger gezogen werde; Venus aber, die Liebesgöttin, verheißt Heilung. Auf dem Rücken eines Vogels gelangt Troylus in das Schloß, schwängert die Schlafende und tauscht mit ihr den Ring. Der Knabe, den Zellandine gebiert, saugt ihr die Flachsfaser aus dem Finger, so daß sie erwacht. Als der König ein Turnier ausschreibt, erscheint Troylus, besiegt alle anderen Ritter und entflieht mit Zellandine. – *Le Roman de Perceforest* (4 Manuskripte, 15. Jh., 2 Ausgaben, 16. Jh.), kritische Ausgabe 1. Teil von Jane H. M. Taylor, Genève 1979; 2., 3. und 4. Teil von Gilles Roussineau; II 1, Genève 1999, II 2, 2001; III 1, Paris–Genève 1988, III 2, 1991, III 3, 1991; IV 1, 1987; IV 2, 1987. Vgl. JEANNE LODS: *Le Roman de Perceforest. Origines – Composition – Caractères – Valeur et Influence*, Genève – Lille 1951, 15–34 zur Inhaltsangabe und zum Aufbau; S. 37–94 zu den Quellen; S. 87 zu der Verwandtschaft mit PERRAULTS *La Belle au Bois Dormant* und GRIMMS *Dornröschen*. – Vom *Roman de Perceforest* beeinflusst ist die katalanische Geschichte *Frayre de Joy e Sor de Plaser* aus dem 14. Jh.; beide Erzählungen sind aufgeführt bei BEAT MAZENAUER – SEVERIN PERRIG: *Wie Dornröschen seine Unschuld gewann. Archäologie der Märchen*, Leipzig 1995, 29–32; 33–37. Der Text der Geschichte von *Frayre de Joy e Sor de Plaser* wurde veröffentlicht von PAUL MEYER: *Nouvelles Catalanes inédites*, in: *Romania* 13, 1884, 264–284. Zu der Beziehung des *Perceforest*-Romans zu PERRAULTS Erzählung vgl. auch PIERRE SAINTYVES: *Les contes de Perrault et les récits parallèles. Leur origines. Coutumes primitives et liturgies populaires*, Genève–Paris 1990, 99–100; CHARLES DEULIN: *Les contes de ma Mère L’Oye avant Perrault*, Genève 1969, 127–143: *La Belle au bois dormant*. Zum Motiv speziell des säugenden Fingers vgl. die Untersuchung von ALBERT WESSELSKI: *Erlensesen*, Prag 1928, 114–150. – FRIEDRICH VOGT: *Dornröschen – Thalia*, in: *Germanistische Abhandlungen*, begr. v. Karl Weinhold, hg. v. Fr. Vogt, X. Heft: *Die Bosa-Rimur*, hg. v. O. L. Jiriczek, Breslau 1894, 195–235, sah im Hintergrund des Märchens die »Vorstellung von dem Verschwinden und Wiedererscheinen, dem Vergehen und Wiederauferstehen des Vegetationsgenius ... Wenn Tháleia, die Sprossende, zugleich als Tochter und Mutter vulkanischer Wesen erscheint; wenn der Vegetationsgöttin Gerd Arme leuchten, daß Luft und Meer davon erglänzen; wenn an Stelle des Dornröschens auch das Sonnenmädchen treten kann, Petrosinella und Rapunzelchen ihr langes Goldhaar wie Sonnenstrahlen herabsenden, ... so zeigt sich in verschiedenen Bildern ... doch immer die ... Vorstellung von einem Zusammenhang von Wärme und Licht mit Blühen und Leben«. (235) – Der Name Talia erinnert an die Tragödie des AISCHYLOS: *Die Frauen von Aitna*, in: *Tragödien und Fragmente*, übers.u. hg. v. Oskar Werner, Reinbek (rk 213–215) 1966, 276–279, die nur als Fragment erhalten ist. In diesem

Mit einem Wort: man *soll* das Märchen von *Dornröschen* gar nicht anders lesen denn als eine Geschichte von schicksalhaftem Fluch, der sich erfüllt beim ersten ahnungsvollen Schmerz der Liebe und der sich

Drama geht es offenbar um die Einsetzung eines Kultes für die Paliken, die »Wiedergekommenen«. Sie waren die Söhne des Zeus und der Tháleia (oder Aitna); aus Furcht vor der Zeus-Gemahlin Hera ließ Tháleia sie unter der Erde verbergen, und als sie selber befreit wurde, kam sie mit beiden Kindern zum Vorschein. – Aus dieser kurzen literarhistorischen Übersicht geht hervor, daß es methodisch nicht möglich ist, eine Art »Einheitsgeschichte« rekonstruieren zu wollen, wie BRUNO BETTELHEIM: *The Uses of Enchantment*, New York 1975; dt.: *Kinder brauchen Märchen*, übers. v. Liselotte Mickel und Brigitte Weitbrecht, Stuttgart 1977, 214–224, sie seiner Interpretation zu unterlegen versucht. Zustimmung muß man LUTZ MACKENSEN: *Handwörterbuch des deutschen Märchens*, Bd. 1, 410–411, wenn er meint: »Wir gelangen ... immer nur zu der allgemeinen Geschichte von der Erlösung oder Werbung um eine schöne Burgherrin, ohne die besonderen Züge Dornröschens, das eben eine Märchendichtung ist, deren Ursprung unerklärlich bleibt.« Festzuhalten ist psychologisch aus der »Überlieferungsgeschichte« des *Dornröschen*-Motivs gleichwohl die sexuelle Bedrohung der Tochter durch den Vater, der als »Vogel« entweder selbst das schlafende Mädchen begattet oder seinem Schwiegersohn (unbewußt) Zugang zu der Schönen im Schlosse verschafft, sowie die Eifersucht von Dornröschens Mutter beziehungsweise Schwiegermutter. – ANGELA WAIBLINGER: *Dornröschen*. Auch des Vaters liebste Tochter wandelt sich zur Frau, Zürich 1988, 21, sieht den *König* als Repräsentanten des Bewußtseins, dem es »an etwas Neuem« mangelt, »an einer Frucht, die eine neue Entwicklung in Gang setzt«. Dementsprechend hält sie »das Weibliche« für das Erlösende; wie aber empfindet eine Frau, der die Begegnung mit einem Manne nur in dem Symbol eines weghüpfenden »Frosches« erscheint? Es ist auf Schritt und Tritt eine Schwierigkeit in den typisierenden Interpretationen der JUNGschen Märchendeutung gelegen, wenn nicht als erstes auf der »Objektstufe« die konkreten Gefühle und Konflikte der handelnden Personen durchgearbeitet worden sind: Es trifft zu, daß alles Äußere auch »innerlich« vorkommt und dort seine Entsprechung hat; doch wer nicht genau zusieht (oder zuhört), was eine Geschichte (oder ein Patient) in einer speziellen Situation schildert, der weiß immer schon zuviel im voraus und legt sich auf letztlich »unfruchtbare« Stereotypen fest. – FRANZ VONESSEN: *Der wahre König*. Die Idee des Menschen im Spiegel des Märchens, in: *Vom Menschenbild im Märchen*, hg. im Auftrag der Europäischen Märchengesellschaft von Jürgen Janning, Heino Gehrts und Herbert Ossowski, Kassel (Europäische Märchengesellschaft Rheine) 1980, 9–38, meint: »königlich ist nur eines im Menschen – die Vernunft. Nicht die seine, sondern jene göttliche, große, die die Griechen Nus oder Logos genannt haben, – eine Macht, vor welcher der Mensch, der besonnen ist, sich unbedingt beugt, und die er als den wahren und legitimen Herrn über sich und sein Leben verehrt. Erkenntnis und Anerkenntnis werden hier eins.« (20) Entsprechend deutet er die »wahrhaftige Schönheit« der »Königstochter«, die in dem »Zauberspiegel« erscheint, als »geistige Schönheit« und meint: »In der Tat ist nicht zu glauben, daß einer sich etwas Schöneres als das Bewußtsein vorstellen kann ... Freilich ist das Bewußtsein nur schön, wenn es unverformt und unentstellt, ohne Flecken und Trübungen ist, mit anderen Worten, wenn es gut reflektiert.« (25) Für die »Königstochter« stellt sich nach VONESSEN deshalb die Frage: »womit vermählt sich das Ich, dadurch daß es die Herrschaft über sich selber gewinnt?« (29)

löst bei der Berührung reiner Zärtlichkeit, – als Kunde eines traumverhangnen Lebens, das in der eigenen Angst sich beinah dornig überrankt und dennoch in den Wurzeln des Verhängnisses zugleich die Wege seiner Rettung weist. Was eigentlich im Leben läßt sich aufhalten oder gar abhalten, wenn selbst die Zeit, da ein Ereignis eintritt, dem Fatum einer Fee folgt, die als nicht-geladene das ganze Dasein eines Kin-des mit der Last der Unlebendigkeit belegt? Und wie kann Freiheit keimen in den Zonen solcher Selbstversperrungen, wie Wachheit wachsen und Bewußtsein, wo ein Jahrhundert lang der Todschlaf des Vergessens und der Unbewußtheit lähmend sich auf alles legt?

Man könnte meinen, solch ein Weltbild eigne mehr den Göttermymphen der Germanen als dem zuversichtlichen Gestaltungswillen der Moderne. Odin, als er mit einem Schlafdorn die heldische Brunhilde in einen hypnoiden Zustand versetzte und sie in einer Waberlohe einschloß², mochte die Preisgegebenheit des Menschen an die Fügungen

2 | JACOB GRIMM: Deutsche Mythologie (1835), Frankfurt/M.–Berlin–Wien (Ullstein 35107) 1981, 2 Bde., I 347. – Vgl. *Die Edda*, I. Heldendichtung, übertragen von Felix Genzmer, eingel. u. angemerkt von Andreas Heusler und Felix Genzmer, Düsseldorf–Köln 1963, Nr. 12: Brunhildens Helfahrt, Str. 10–11: »Er (sc. Odin, d.V.) schloß im Schlachthain / mit Schilden mich ein – / Rand stieß an Rand – / roten und weißen. / Es durfte vom Schlaf / der nur mich wecken, / dem Furcht immer / fremd geblieben. – Den Holzverheerer (sc. das Feuer, d.V.) / ließ er hoch lodern / um meinen Saal / am Südhang. / Nur der durfte hindurch reiten, / der mir Fafnirs Gold / als Gabe brächte.« – Dieser Held, der Fafnir-Töter, ist Sigurd. In *Die Edda*, I. Heldendichtung, Nr. 15: Die Vogelweissagung, Str. 8, hört er, wie die Meisen singen: »Es schläft auf dem Berg / die Schlachtenjungfrau (sc. Brunhild, d.V.); / um sie lodert / der Linde Feind (sc. das Feuer, d.V.). / Yggs (sc. des Schrecklichen, ein Beinamen Odins, d.V.) Dorn stach sie.« Der Zauberschlaf, den Odin über die Walküre verhängte, war eine Strafe dafür, daß sie dem jungen Agnar im Kampf gegen den Kriegsmann Helm-Gunnar zum Sieg verholfen und damit Odins Versprechen ungültig gemacht hatte. Erlösen konnte sie nur ein Mann ohne Furcht, und ein solcher zweifellos war Sigurd, wie er mit der Tötung Fafnirs bewiesen hatte. – Es ist nur schwer zu sehen, was diese germanische Walkürensage mit dem *Dornröschen*-Märchen zu tun haben sollte; einen Hinweis für die Interpretation bietet immerhin die Tatsache, daß der Dorn, dessen Stich den Schlaf der »Heldin« einleitet, einem (väterlichen und höchsten) Gotte gehört, also männlichen Ursprungs ist. Vgl. *Nordische Nibelungen*. Die Sagas von den Völsungen, von Ragnar Lodbrok und Hrolf Kraki, aus dem Altnordischen übertr. v. Paul Herrmann, hg. u. mit Nachw. vers. v. Ulf Diederichs, München (DG 54: Abdruck der Texte nach Sammlung Thule, Bd. 21, Jena 1923) 1985, 49–55: Sigurd und Brynhild. – WILHELM MANNHARDT: Germanische Mythen, Berlin 1858, 613–615, verglich den Schlafdorn mit dem giftigen Kamm in dem Märchen *Sneewittchen* (KHM 53); er meinte, der Schlafdorn »oder Tötungsnagel« sei »ursprünglich ein Speer, oder eine andere spitze Waffe« gewesen, »womit die Schicksalsgöttin eigenhändig den zum Tode Bestimmten niederstreckte«. (S. 615) REINHOLD SPILLER: Zur Geschichte des Märchens vom Dornröschen, in: Programm

der Asen demonstrieren; doch was das uns, die wir uns selbst wie Götter dünken – des Glückes Schmied ein jeder, zuständig und verantwortlich für Scheitern wie Gelingen? Nicht Schicksal, allenfalls Geschicklichkeit steht da zur Frage. Selbst wenn Psychoanalytiker, kaum daß sie von spitzen Spindeln hören, die Mädchen, 15jährig, blutig stechen, über ein unschuldiges Kindermärchen sich hermachen werden wie ein Heuschreckenschwarm, der eine Landschaft, die einst voller Schönheit stand, dem Kahlfraß freigibt, so dürfen wir die düsteren Vorstellungen der sexuellen Obsessionen aus der kaiserlich-königlichen Zeit doch wohl für überwunden halten. Schon »Sexualität« ist

der Thurgauischen Kantonsschule für das Schuljahr 1892/93, Frauenfeld 1893, 1–39, setzte das Grimmsche Märchen nicht nur zum »Mythos von Sigdrifa und Brynhild« in Beziehung (S. 37), sondern wollte dahinter ein ursprünglich indisches Märchen als Quelle annehmen, das dem Mythos von dem Gottesadler (dem Sonnengott), der den Somatrank holte, entstammte. ROBERT PETSCH: Dornröschen und Brynhild, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, 42/1916, 80–97, dachte sogar daran, daß das »Dornröschenmärchen ganz gut mittelbar auf die Heldensage eingewirkt haben« könnte (S. 87), indem Odin in einer Person Strafe und Erlösung habe aussprechen müssen, »und die eine mußte so heldenmäßig ausfallen wie die andere«. (91) Plausibler als solche Konstrukte scheint die Ansicht von FRIEDRICH PANZER: Studien zur germanischen Sagengeschichte, Bd. 2: Sigfrid, München 1912, 137 ff., der den »Dornröschentypus« in keinem Zusammenhang mit den heldischen Geschichten vom »Bärensohn« sieht. Zustimmung aber muß man ROBERT PETSCH, wenn er (a. a. O., 84) auf »die grausige Weissagung« alter Sagendichtung hinweist, die »durch keinen Segen gemildert« werde, und hinzufügt: »Aber das Märchen ist nicht etwa zum Erweise der Kraft solcher Wahrsagungen erfunden; an dieser zweifelte niemand; die Erzählung schöpft aber in der geschicktesten Weise den hohen dichterischen Gehalt der aus düsterer Erwartung und gläubigem Vertrauen auf den Sieg des Guten wunderbar gemischter Stimmung aus, die einen solchen Stoff unwittert.« Von einer »Wendung zum Geheimnisvollen« und »einem mehr heidnisch-mythischen Zug« der Grimmschen Erzählung spricht auch ALFRED ROMAIN: Zur Gestalt des Grimmschen Dornröschenmärchens, s. o. Anm. 1, S. 91, doch sieht er darin – im Sinne GRIMMS zu Recht! – nur »das Widerspiel zwischen böser und guter Macht, zwischen Verzauberung und Erlösung ... unter besonderer Betonung der Erlösung«. (S. 111) – TAMÁS KÜRTHY: Dornröschens zweites Erwachen. Die Wirklichkeit in Mythen und Märchen, Hamburg 1985, 100–101, bemerkt zur Schicksalhaftigkeit des Grimmschen Märchens: »Auch Wotan / Odin, die höchste Gestalt des germanischen Olympos, der Walhalla, ... war genauso wenig Herr des Schicksals wie die griechischen Götter, sondern ihm ebenfalls unterworfen. Die oberste Gottheit bei Germanen und Griechen war das Schicksal, repräsentiert durch eine schaurig-distanzierte weibliche Gestalt, der Moira bei den Griechen und der Norne Urd bei den Germanen.« »Moira, das Schicksal, ... erscheint, wie auch die Norne Urd, in dreifacher Gestalt, den Moiren, den drei Spinnerinnen: Klotho, die Spinnerin des Lebensfadens, Lachesis, die das Los zuteilt, und Atropos, die Unabwendbare, die den Lebensfaden abschneidet.« »Bei den Germanen sind dies die Nornen Urd, Verdandi und Skuld: Urd, die Entstandene, Verdandi, die Seiende, die Gegenwart, und Skuld, die Komende, die Zukünftige.«

uns zu lang geredet; es heißt, verkürzt und praktisch, auf amerikanisch ausgesprochen, mit scharfem s, seit langem »ßex« und ist – wir sind so frei und so freizügig – als autonome Lustquelle zu nehmen. Und doch: Kann es nicht sein, daß wir so wohl uns nicht befinden, wie wir wähnen, und gerade das *Dornröschen*-Märchen böte die schwermütige Erinnerung an Seelen, die sich sensibel hielten, verletzbar also von allem, was zudringlich und zugreifend ist? Und über uns waltete noch immer der alte Fluch aus Unbewußtheit und Verdrängung, der über kurz oder lang alles Unerbetene und Ungeladene sich zum Schicksal auswachsen läßt, – alles seit dem Tage der Geburt Versperre, für das wir nicht »das goldene Gedeck« besaßen, um es als angenehm und angenommen zu begrüßen? Ein altes Märchen wäre dann imstande, die gußeisernen Vorurteile von der Vorteilhaftigkeit und der Vortrefflichkeit der Welt, in der wir leben, noch einmal umzuschmelzen und uns ein Neues zu lehren, dessen wir dringend bedürfen, um nicht, vergeist schon als Kinder, unter den Dornenhecken eines verzweifelten Selbstschutzes nach und nach zu ersticken.

»Ach, wenn wir doch ein Kind hätten« oder: Von den intimen Ängsten einer Frau

Was »Schicksal« ist im Leben eines Kindes, ergibt sich häufig aus dem Unleben der Eltern. »Denn ich, Jahwe, dein Gott, bin eine eifersüchtige Gottheit, heimsuchend die Sündenlast der Väter an den Kindern bis ins dritte, bis ins vierte Glied für solche, die mich hassen.« (Ex 20,5; vgl. Hi 21,19; dagegen: Jer 31,29.30; Hes 18,1–22) Worte wie diese wirken wie die Rede eines grimmdärmigen Gottes und wurden stets auch so verstanden, drohen sie doch im Unmaß ihrer Rachsucht Strafe für begangene Schuld selbst denen an, die allenfalls rein biologisch mit den eigentlichen Übeltätern in Verbindung stehen. Ein solches Regiment der göttlichen Gerechtigkeit verfügt nicht Recht, es verübt blindwütiges Unrecht: – ein »Schicksal«, das, von fremd verhängt, mit Vorliebe die Falschen trifft. Doch Worte, die in theologischer Betrachtung unrettbar archaisch, ja, monströs und geradewegs empörend klingen, muten in psychologischem Verstand oft nur als allzu wahr und beinah weise an. Statt »Sündenlast« sollte es freilich heißen: mangelnder Mut zu einem eigenen Dasein; wir sollten sprechen von den verdrängten Anteilen der eigenen Persönlichkeit oder ganz einfach von der Überbelastung, die jedwedes individuelle Glück

erstickt; so übersetzt, leuchtet jene behauptete »göttliche« (oder doch eher: dämonische) »Heimsuchung« als selbstverständlich ein: Alle Konflikte, die im Leben der Eltern nicht gelöst werden konnten, wachsen sich im Leben der Kinder zu einer schwer abzutragenden Hypothek auf ihre Existenz aus, und die Laufzeit all der uneingelösten »Kredite« kann generationenübergreifend lang sein. Niemand muß da »schuldig« oder »sündig« in moralischem oder in religiösem Sinne sein; seelisch indessen besteht ein schwer zu leugnender »Haftungszusammenhang«, ein »Karma«-Gesetz ganz eigener Art.

Mit richtiger Intuition für diese schicksalhaften Verflechtungen zwischen Eltern und Kindern, aber in eigenartiger Willkür der Umsetzung werden in manchen Wochenendstunden der Psycho-Szene sogenannte »Familienaufstellungen« angeboten: Auf der Suche nach Erklärungen geht man, soweit noch auffindbar, all den Verzweigungen des »Stammbaumes« eines Patienten nach und versucht zu erforschen, was wohl vor zwei, drei Generationen sich bei der Tante väterlicherseits, bei dem Großneffen in mütterlicher Linie oder bei sonst wem zugetragen haben mag; all das, so glaubt man, biete dann den Schlüssel zum Verständnis dessen, was im gegenwärtigen Erleben eines Menschen an Problemstellungen und an Chancen sichtbar wird. Von »Schicksalszusammenhängen« geht dann oft die Rede, von einer psychischen Erbschaft, für die der Einzelne so wenig kann wie für seine blonden Haare oder seine blauen Augen. Zugleich wird er mit unerhörten Einsichten konfrontiert, die ihm selbst vermutlich nie gekommen wären. Am Ende steht mit großer Regelmäßigkeit die Anmutung oder die Zumutung, gewissen unbekanntem oder nur allzu gut bekannten Ahnen zu »vergeben« – erst dann, erklärt man, winke die Befreiung von den psychischen Belastungen der Altvorderen. Faszinierend kann diese Methode der »Familienaufstellung« vor allem deshalb wirken, weil sie die Auseinandersetzung mit sich selbst durch eine Beschäftigung mit fremden Biographien ersetzt; an die Stelle eigener Erkenntnis tritt die autoritäre Verkündung des »systemisch« arbeitenden »Therapeuten«; und die konkrete Durcharbeitung bestimmter erlittener Verletzungen in Kindertagen wird erübrigt durch eine magische Beschwörungszereemonie vor dem Familienaltar der Geister und der Ahnen. Doch eben dadurch verschiebt sich das Individuelle ins Kollektive, das Eigene ins Fremde, das Persönliche ins Numinose.

In der therapeutischen Praxis – nicht anders als in der Deutung eines Märchens – sollte als feste Regel gelten, es sei als psychisch rele-

vant nur zu erachten, was auf die Psyche eines Patienten auch tatsächlich wirken können. Woran jemand sich selber erinnert, wodurch er im Umgang mit anderen Menschen persönlich geformt wurde, die Inhalte, die sich durch Traumarbeit, durch freie Assoziation und durch die Analyse von Wiederholungssituationen in der eigenen Biographie aus der Verdrängung ins Bewußtsein heben lassen, – all das kann helfen, einen Menschen mit sich selbst identischer zu machen. Dabei spielt natürlich die psychische Eigenart der Eltern, die Entstehung und Entwicklung ihrer Beziehung, die Rolle eines Patienten unter seinen Geschwistern, kurz, alles autobiographische Material im Rahmen der Familiengeschichte eine entscheidende Rolle; – stets bedeutet die Psychoanalyse einer Person auch eine Aufarbeitung der Sozialpsychologie der Familie, in die sie hineingeboren wurde; auch der eigene Vater, auch die eigene Mutter hatten einen Vater und eine Mutter; von daher läßt sich nicht selten über Generationen hinweg eine echte »Symptomtradition« wie eine schicksalhafte Last beobachten. Dabei kommt es aber auf die Psychodynamik der Beziehungen zwischen den jeweiligen Akteuren und auf die innere Verarbeitung der persönlichen Erlebnisse an; es darf nicht darum zu tun sein, bestimmte disparate Fakten in ein »System« geheimnisvoller »Fernwirkungen« zu bringen. Wie in der Physik gibt es auch in der Psychologie nur ein »Feld«, das sich aus endlichen Wirkungen mit einer endlichen Ausbreitungsgeschwindigkeit aufbaut. – Was also, müssen wir uns fragen, ist das für eine Welt, in welcher ein Kind wie »Dornröschen« heranwachsen kann?

Alles beginnt in dem Grimmschen Märchen, wie in so vielen Heldensagen, Mythen und Legenden, mit der lang anhaltenden Unfruchtbarkeit der Mutter, die sich, gemeinsam mit ihrem Gatten, auf das innigste nach einem Kinde sehnt, das gleichwohl Jahr um Jahr nicht kommen will³. Rein ästhetisch oder literargeschichtlich genügt es, auf

3 | OTTO RANK: Der Mythos von der Geburt des Helden. Versuch einer psychologischen Mythendeutung, Leipzig-Wien ²(erw.) 1922, 79–80, nahm als Grundschemata der Heldensage die folgenden Züge an: »Der Held ist das Kind vornehmster Eltern, meist ein Königssohn. – Seiner Entstehung gehen Schwierigkeiten voraus, wie Enthaltsamkeit oder lange Unfruchtbarkeit oder heimlicher Verkehr der Eltern infolge äußerer Verbote oder Hindernisse. Während der Schwangerschaft oder schon früher erfolgt eine vor seiner Geburt warnende Verkündigung (Traum, Orakel), die meist dem Vater Gefahr droht. – Infolgedessen wird das neugeborene Kind, meist auf Veranlassung des Vaters oder der ihn vertretenden Person, zur Tötung oder Aussetzung bestimmt; in der Regel wird es in einem Kästchen dem Wasser übergeben. – Es wird dann von Tieren oder geringen Leuten (Hirten) gerettet und von einem weiblichen Tier oder einem geringen Weibe gesäugt. – Herangewachsen, findet es auf einem sehr wechselvollen Wege die vornehmen Eltern wieder, rächt sich am Vater einerseits,

dieses häufige Motiv als auf etwas sattem Bekanntes hinzuweisen; psychologisch aber bleibt zu fragen, warum es einer Frau, die es so sehr nach einem Kind verlangt, derart schwerfallen mag, es zu bekommen. Woher dieser Kontrast von Wunsch und Wirklichkeit?

An jeder Stelle einer Märcheninterpretation ist es von Nutzen, wo nicht unerlässlich, die symbolischen Andeutungen einer bestimmten Problematik sich in Form von Fallgeschichten aus dem wirklichen Leben zu veranschaulichen. Die gewählten Beispiele können zwar die Wahrnehmung einengen, sie verhelfen aber dazu, den »richtigen« Focus zu finden und den Blick für die Struktur eines bestimmten Kon-

wird anerkannt andererseits und gelangt zu Größe und Ruhm.« Von diesem Schema der »Heldensage« treffen nur die ersten beiden Punkte auf die Geschichte des Dornröschens zu; es hat so gar nichts von einer »Heldin«. Doch was bedeutet es, wenn wir das *Dornröschchen*-Märchen als Anti-Heldinnen-Geschichte lesen müssen? Es scheint, als bilde der Beinahe-Tod der Tochter nur die Umkehrung zu dem (ödipalen) Mord des »heldischen« Sohnes an seinem Vater. So oder so steht im Hintergrund die Frage nach dem Verhältnis der Eltern eines Dornröschens zueinander und des Mädchens insbesondere zu seinem Vater. – STEFF BORNSTEIN: Das Märchen vom Dornröschchen in psychoanalytischer Darstellung, in: *Imago* XIX, 1933, 505–517, sah in der Geburtsschwierigkeit der Eltern den ödipalen Wunsch des Kindes verkörpert: »meine Eltern haben keinen Geschlechtsverkehr.« Wohl: »Einmal zumindest muß der Vater die Mutter geliebt haben. Gut, aber das nur ihretwegen, der Tochter wegen.« (507) – Im Sinne der JUNGschen Interpretationsmethode geht MARIO JACOBY: Dornröschchen und die böse Fee. Zum Problem des ausgeprägten Bösen, in: Mario Jacoby – Verena Kast – Ingrid Riedl: Das Böse im Märchen, Fellbach (»psychologisch gesehen« 33) ²(erg.) 1980, 175–194, auf die Gestalt des *Königs* und der *Königin* ein und warnt davor, »den inneren König nur nicht unumschränkt und autoritär regieren zu lassen«. (S. 178) In der FREUDSchen Psychoanalyse müßte die Instanz einer autoritären Regierung im Inneren als Überich verstanden werden. In der *Königin* sieht JACOBY demgegenüber das weibliche Prinzip des Mondes wirksam; er meint: »Nur das Weibliche kann Neues gebären durch Empfangsbereitschaft, Verbundenheit mit der Natur und dem Seelischen.« Dann aber gibt er zu: »In unserem Märchen ist ... das Königspaar steril. Ihre Beziehung ist nicht befruchtend. Etwas ist im natürlichen Ablauf gestört.« (S. 179) Insofern müßte man sich natürlich umsehen, welche Gründe die Symbolsprache des Märchens selbst dafür geltend macht. – ROBERT MOORE – DOUGLAS GILLETTE: *King, Warrior, Magician, Lover. Rediscovering the Archetypes of the Mature Masculine*, New York 1990; dt.: *König, Krieger, Magier, Liebhaber. Die Stärken des Mannes*, übers. v. Thomas Poppe, München 1992, 89, sieht in dem vollendeten »Archetyp des Königs« »die Eigenschaften der Geordnetheit, des besonnenen und rationalen Gestaltgebens, der Integration und Integrität in der männlichen Psyche« repräsentiert. Das mag »archetypisch« gewiß so sein, doch ergibt sich daraus kein Verständnis für den König im *Dornröschchen*-Märchen, der doch offenbar an der Tragödie seiner Frau und seines Kindes mitbeteiligt ist; indem er später alle »Spindeln« in seinem »Reich« »verbrennen« läßt, »integriert« er nicht »das Männliche«, er verdrängt vielmehr vollständig jede Erfahrung männlicher Sexualität im Leben seiner Tochter.

fliktes zu schärfen; wohl bieten die individuellen Besonderheiten eines »Fremdbeispiels« dem Verständnis ein allzu individuelles Kolorit, um ohne weiteres auf einen anderen »Fall« übertragbar zu sein, doch dienen sie der Einladung, Gemeinsamkeiten genauer zu sehen und sich inniger darin einzufühlen. Indirekt schaffen sie damit auch einen Raum der Erlaubnis für verwandte Seelen in ähnlich geprägten Lebenslagen: Man fühlt sich weniger einsam, wenn man – und sei's auch »nur« in einem Märchen – einer Geschichte begegnet, in der es Menschen genau so geht wie einem selbst. Dann also kann es und darf es doch sein! Dann also braucht man sich nicht nur immer weiter zu schämen! Eine der wirklich segensreichen Folgen der Psychoanalyse für die Veränderung des Bewußtseins besteht zweifellos darin, den Hang des »gesunden« Menschenverstandes zu moralisierender Bewertung und zu rasonierendem Muckertum zumindest einzuschränken und allmählich durch eine Art ärztlichen Blicks auf die Wirklichkeit zu ersetzen. Die Frage lautet nicht länger, ob etwas gefällt, ob es »richtig« oder »vernünftig« scheint; die Frage lautet allein: Warum ist etwas, wie es ist? Und welche Wege gibt es, damit umzugehen? Was, in unserem Falle, geht vor sich in einer Frau, die sehnlichst nach einem Kind verlangt, es aber nicht bekommt?

In unseren Tagen, da selbst Politiker nach einer jahrzehntelangen Kampagne zugunsten der Berufstätigkeit von Frauen wieder kinderreiche Familien herbeizureden versuchen, um die Rentenversorgung von morgen zu »retten«, erscheint der Wunsch nach einem (weiteren) Kinde gesellschaftspolitisch nur wünschenswert, ja, als ein ganz »normales« Bedürfnis jeder Frau. Man übersieht bei solchem Urteil allerdings nur zu gern, daß es in der Seele von Menschen gerade nicht darauf ankommt, wie genehm bestimmte Bedürfnisse den wechselnden Moden der Umgebung fallen, sondern aus welchen Gründen ein Wunsch sich bildet und wie er im Leben des Betreffenden sich auswirkt. Natürlich kann der Wunsch nach einem Kind gänzlich »normal« sein, und normal ist es ganz sicher auch, daß Wünsche, die sich nicht erfüllen, zumindest eine Weile lang an Intensität dazugewinnen. Doch das Unglück, dem wir zu Beginn des *Dornröschen*-Märchens begegnen, ist von anderer Art – ungewöhnlich und seltsam, so daß es offensichtlich nur durch den Auftritt eines sprechenden Frosches gelöst werden kann ...

Nehmen wir zur Verdeutlichung des Gemeinten die Geschichte einer Frau, die recht früh, gerade 18jährig, sich verheiratete. Sie war wunderschön, sie kam aus eher ärmlichen Verhältnissen, und sie war

überglücklich, in ihrem etwa fünf Jahre älteren Partner einen Mann gefunden zu haben, der als der Sohn eines begüterten Unternehmers alle Hoffnungen auf eine sorgenfreie Zukunft zu erfüllen schien. Ihr Gatte wiederum fühlte sich als Mann geschmeichelt und bestätigt, erfolgreich um die Hand einer solchen Frau haben anhalten zu können. Beide kamen sich zum Zeitpunkt ihrer Hochzeit wirklich wie an einem Königshofe vor: er als der Prinzgemahl, den sie aufs innigste in ihr Herz geschlossen hatte, sie als die Prinzessin, die er auf Händen durch das Leben hätte tragen mögen. Alles schien somit zum besten bestellt – und enthielt doch schon den Keim einer gefährlichen Krise. Eigentlich hätte der Mann seine Gemahlin nach und nach ins Leben führen müssen, behutsam, wissend, daß sie in so vielem noch ein Mädchen war; doch dazu war er selbst, der Ältere, nicht alt genug; er sah sie ebenbürtig zu sich selbst, und sie tat alles, diesen Eindruck in ihm zu befestigen. Nur keine Schwäche zeigen! Nur nicht der ausgestreuten Gaben sich als unwürdig erweisen! Nur nicht als »schwierig« gelten! Sie gab sich angepaßt und »pflegeleicht«, als »ganz der Sonnenschein«, nicht weil sie selbst so fühlte, nur weil sie glaubte, daß es so von ihr erwartet werde. In diesem anstrengenden Alltagsdienst sah sie so etwas wie die Anzahlung für eine Liebe, in der sie allen Halt und alle Sicherheit zu finden hoffte; er seinerseits nahm ihr freundliches Entgegenkommen gern, doch ohne Nachgedanken auf, wie etwas Selbstverständliches, das ihm ganz einfach zustand. Um es so paradox zu formulieren, wie es sich verhielt: Im ständigen Bemühen um eine Liebe, die doch eigentlich vorhanden war, erschöpften sich nach und nach im Herzen dieser Frau all die romantischen Gefühle des Anfangs. Sie wurden nicht enttäuscht, sie ermüdeten nur an ihrem eigenen Übergewicht: Es fiel ihr schwer, so jung schon »fertig«, eine »Königin«, zu sein.

Genauer betrachtet, hatte sie eine eigene Kindheit gar nie kennengelernt. Früh schon war ihre Mutter verstorben, und zwischen Trauer, Einsamkeit und Pflichtgefühl war ihre Jugend bald zermahlen worden. Sich ansehnlich und attraktiv zu halten war ihr unter diesen Umständen als das einzige verbliebene »Kapital« erschienen. Und kaum erfolgreich, verlangte es sie jetzt nach einem Kind. In diesem Wesen würde sie sich selber neu zur Welt gebären; dieses Kind sollte es besser haben als sie selber; in ihm würde sie all das an Zuwendung und an Geborgenheit erleben können, was ihr als Mädchen all die Zeit entgangen war. Mit einem Wort: ihr Wunschkind war die reine Verkörperung der eigenen ungelebten Kindheit. Und natürlich sollte

es am allerliebsten ein Mädchen sein. Doch nicht allein für sich, auch ihrem Manne wollte und sollte sie ein Mädchen schenken, als Belohnung sozusagen für all seine vergeblichen Mühen, sie als Frau in der Ehe glücklich zu machen. Sie *spielte* glücklich, wenn er bei ihr war, doch war sie's nicht. Als er es endlich merkte, gab er sich tief gekränkt, frustriert und vorwurfsvoll. Sie nahm die ganze »Schuld« auf sich, versprach, sich künftig »mehr Mühe« zu geben, und war erschrocken, feststellen zu müssen, daß statt der angestrebten Lust bald nur noch Groll und Ärger, schließlich sogar Abscheu in ihr wuchsen. Selbstzweifel nagten an ihr. War sie überhaupt eine »richtige« Frau? Was anderen Freude machte, erschien ihr peinigend und peinlich, eine quälende Mischung aus Bangen und Blamage. Er wiederum erachtete es als ein äußerstes Entgegenkommen, sie fortan in Ruhe zu lassen. Außerstande, ihr »Problem« zu begreifen, entging ihm die Rolle, die er selbst darin spielte: – daß er mit seinem Anspruch auf eine »perfekte« Gemahlin keinen Raum für ein ruhiges Reifen und für ein allmähliches Lernen der Liebe ließ. Irgendwann war auch er fast erleichtert über den Plan, künftig einander als Mann und als Frau sich zu meiden und alle Kraft auf ein Kind zu lenken, – hätten sie nur einen Weg gewußt, die Störungen des Zusammenseins wenigstens einmal zu überwinden.

Es war in dieser Situation, daß das Symbol des *Frosches* zu »reden« begann. Bereits im Alten Ägypten standen die »Geburtshelferkröten« in hohen Ehren, linderten sie doch nicht allein die Leiden der Niederkunft, sondern verhießen und verliehen sie zugleich auch langes Leben, ja, Unsterblichkeit⁴. Zu dieser Bedeutung waren die Frösche

4 | MARIO JACOBY: Dornröschen und die böse Fee, s.o. Anm. 3, S. 179, verweist auf das *Bad* als »Mysterienhandlung« im antiken Griechenland und erinnert an die christliche Taufe. »Mit Wasser in Berührung zu kommen, einzutauchen ins Wasser, heißt auch, sich von diesem Element umspülen lassen, mit dem Lebendigen in sich selbst in Beziehung treten.« (S. 180) Bei dem *Frosch* kommt ihm dann der »ketzerische Gedanke ..., daß hier eine merkwürdige Variante des neutestamentlichen Verkündigungsmotivs im Spiel ist.« (180) Daran scheint so viel richtig, daß die Ersetzung des Zeugungsvorgangs durch das Auftreten eines Tiersymbols »eine Auflehnung gegen die roheren und abstoßenden Seiten des materiellen Lebens« verrät, wie sie ERNEST JONES: Die Empfängnis der Jungfrau Maria durch das Ohr, in: Jahrbuch der Psychoanalyse, Bd. 6, Leipzig-Wien 1914, 135–204, S. 136, auch bei der christlichen Vorstellung von der »jungfräulichen Empfängnis« Mariens herausgearbeitet hat. Doch macht es immerhin einen Unterschied, ob der »Jungfrau« der Heilige Geist als Taube beziehungsweise der Engel Gabriel erscheint oder der »Königin« ein *Frosch*. Ein »Symbol der Fruchtbarkeit« sah HEDWIG VON BEIT: Symbolik des Märchens. Versuch einer Deutung, Bern 1952, 128, in dem Frosch und betrachtete ihn deshalb als »ein Bild der Großen Mutter«; richtiger aber scheint es, an dieser Stelle den

befähigt, weil sie Jahr um Jahr im Frühling aus dem Nilschlamm sich zu neuem Leben erheben und weil sie, als sei dies der Wunder noch nicht genug, von der Kaulquappe zum erwachsenen Tier ihre Gestalt vollständig zu verwandeln vermögen. Der Übergang vom wasserbewohnenden Dasein als »Fisch« zum landgängigen Vierbeiner galt selbst wie ein Geburtsvorgang aus den »Urwassern« ans »Trockene«. Auch in unserem Märchen darf der Anblick dieses Tieres deshalb für die nach Fruchtbarkeit sich sehrende Königin als durchaus günstiges Vorzeichen gelten. Freilich verhilft in *Dornröschen* der Frosch nicht einfach zu einer glücklichen Geburt; seine wahre Meisterschaft erzeigt sich darin, daß er den Wunsch der Königin nach einem Kinde als mit Sicherheit erfüllbar darstellt: sie wird empfangen, bald schon, und noch vor Jahresablauf wird sie eines Töchterchens genesen. Wer so die Macht besitzt, Empfängnis zu verheißen, muß auch die Macht besit-

Frosch als ein männliches Sexualsymbol zu verstehen. – MARIE-LOUISE VON FRANZ: Das Weibliche im Märchen, Stuttgart 1977, 21–51: Dornröschen, meint: »Der Frosch sitzt im Bad der Königin – worüber die Freudianer natürlich etwas zu sagen hätten! In Märchen und Sagen wird der Frosch als recht unkeusch angesehen. ... Er steht obenan in zahlreichen Rezepten zur Erlangung von Fruchtbarkeit, Liebesgenuß und bisexueller Liebe. Man kann ihn sich vorstellen als das männliche Glied, das die Königin befruchtet. In alten Bräuchen finden wir ihn jedoch eher als mütterliches Tier, das den Frauen bei der Geburt hilft und Fruchtbarkeit bringt. Er ist also Phallus und Schoß zugleich, oft auch das Kind.« – Zur Bedeutung der Frösche bei den Alten Ägyptern vgl. EMMA BRUNNER-TRAUT: Die Alten Ägypter. Verborgenes Leben unter Pharaonen, Stuttgart–Berlin–Köln–Mainz ²(durchges.) 1976, 50–67, S. 54. – ALFRED ROMAIN: Zur Gestalt des Grimmschen Dornröschenmärchens, s.o. Anm. 1, S. 93; 106, verweist darauf, daß erst in der Ausgabe von 1825 der Frosch eingeführt wurde; bis dahin war von einem Krebs die Rede, wie bei Madame d'Aulnoy; die Änderung sei erfolgt, weil den Kindern »der Krebs als Märchentier fremd« gewesen sei (106); doch damals waren Flußkrebse noch eine willkommene Speise; die Änderung dürfte symbolische Gründe haben. – TAMÁS KÜRTHY: Dornröschens zweites Erwachen, s.o. Anm. 2, S. 102, sieht in dem »Frosch, der aus Laich und Kaulquappe entsteht, als Frosch dann wieder den Laich hervorbringt und uns so den Kreislauf des Lebens und dessen Stationen vor Augen führt«, ein Bild für »die Beziehung zwischen der Zeugung und der Geburt, der Entstehung des Lebens und der Wiedergeburt«. Er fährt fort: »Auch in der Mythologie taucht er (sc. der Frosch, d.V.) als Sinnbild auf: So ist Heket, die göttliche Geburtshelferin der Ägypter, froschköpfig ... In den europäischen Märchen dagegen erscheint er meist als Geschlechtssymbol; er versinnbildlicht die männliche Sexualität, so beispielsweise im *Froschkönig* (KHM 1).« Vgl. E. DREWERMANN: Der Froschkönig, Düsseldorf–Zürich 2003, 14–22: Psychologische Froschkunde. – WILL RICHTER: Frosch, in: Der Kleine Pauly. Lexikon der Antike in fünf Bänden, hg. v. Konrat Ziegler und Walther Sontheimer, Bd. 2, München (dtv) 1979, 618–619, verweist vor allem auf die Beziehung der Frösche zur Unterwelt und meint: »Häßlichkeit, Unheimlichkeit und Gift machten sie (sc. die Kröten, d.V.) zum idealen Zaubertier der Bauern.«

zen, sie zu wirken, und dieser Sinn recht eigentlich scheint mit dem Froschsymbol verbunden.

Wann irgendeine Frau des Nachts von einem Traum geängstigt wird, es nahe ihrem Lager sich ein Frosch und rede ihr von Kindersegen, wird man kaum anders denken können, als daß eine tiefe Ambivalenz ihr weibliches Erleben präge: Das Ergebnis der Begegnung mit einem Manne ist ihr hoch erwünscht, die Vereinigung selbst aber offensichtlich ausgestattet mit allem, was mit »Fröschen« auch verknüpft sein kann: »glitschig«, »eklig«, »kalt« und »widerwärtig« erscheinen sie nicht wenigen.

Bereits in seinen ersten Analyseversuchen entdeckte SIGMUND FREUD bei Frau Emmy von N. die geharnischte Wut auf einen Arzt, »der sie genötigt hatte, in der Hypnose K...r...ö...t...e zu buchstabieren«, ja, er mußte versprechen, dieses Wort ihr niemals zuzumuten⁵. Die Ablehnung von Kröten kann bis zur Phobie geraten, und so gut wie immer darf man in solchen Fällen denken, es liege der neurotischen (hysterischen) Angst die Abwehr männlicher Sexualität zugrunde. Triebunterdrückung und moralisch erzeugte Sexualangst waren es denn auch, die in der langen Geschichte des Christentums aus den einst heiligen Tieren der Antike dämonische Ungeheuer und Bilder des Teufels gemacht haben. Als *Herr der Ratten und der Mäuse / Der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse* erklärt in GOETHES *Faust* (Vers 1516–1517) sich dementsprechend Mephistopheles⁶; im mittelalterlichen Volksglauben fanden insbesondere Froschknöchelchen im Liebeszauber Verwendung⁷. Kein Zweifel bleibt bei alledem, was es mit

5 | SIGMUND FREUD: Studien über Hysterie, verfaßt von Dr. Josef Breuer und Dr. Sigmund Freud (1895), Ges. Werke, Bd. 1, London 1952, 75–312, S. 133.

6 | JOHANN WOLFGANG VON GOETHE: *Faust*. Der Tragödie erster und zweiter Teil. Urfaust, hg. u. komm. v. Erich Trunz, München 1972, S. 52. – Die »Verteufelung« der Frösche hat wohl religionsgeschichtliche Hintergründe. – MARIE-LOUISE VON FRANZ: Das Weibliche im Märchen, s.o. Anm. 4, S. 27, führt aus: »In vielen Ländern wird der Frosch für giftig und für ein Hexentier gehalten. Das führt Hildegard von Bingen aus, die große mittelalterliche Mystikerin und Gelehrte; sie sagt, daß der Teufel im Frühling, wenn alles so schön sei, besonders gern den Menschen bössartige Gedanken in den Kopf setze; dieser Teufel »liebt das Quaken der Frösche«. Das ist abermals eine Verbindung zur Sexualität, zu sexuellem Verlangen, zu einer Frühlingsstimmung, zum Gefühl des Überquellens in der Natur. Im alten Griechenland war der Frosch ein Tier des Dionysos. Selbstverständlich konnte vom Standpunkt des Christentums aus der Frosch dann nur der Hexe und dem Teufel zugesellt werden.«

7 | Vgl. *Herder Lexikon Symbole*, bearb. v. Marianne Oesterreicher-Mollwo, Freiburg–Basel–Wien 1978, 55–56. – MARIE-LOUISE VON FRANZ: Das Weibliche im Märchen, s.o. Anm. 4, S. 27, schreibt: »In Märchen und Sagen wird der Frosch als recht

unserem »Frosch« im Märchen von *Dornröschen* auf sich hat: er ist ein Sexualsymbol, das Wunsch und Abwehr gleichzeitig verkörpert.

Doch erzählt uns die Sprache der Traumsymbolik noch mehr. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß wir den »Frosch« *aus dem Wasser ans Land* kriechen sehen; denn so betrachtet hat er gewissermaßen sein Werk der Befruchtung bereits verrichtet; kein Wunder also, daß er derart mutig zu prophezeien vermag. Entscheidend dabei ist, daß selbst in dieser traumnahen, symbolisch verhüllten Szene der eigentliche Zeugungsvorgang völlig ausgeblendet bleibt; allein das Resultat der Begegnung mit dem »Frosch« ist wichtig; und so stellt sich die Frage, wie stark die Sexualangst einer Frau wohl sein wird, die derartig träumt.

Die Frau in unserem Fallbeispiel arrangierte in gewissem Sinne nach einem solchen »Traum« ihr Leben. Sie schloß die Augen und ließ »es« über sich ergehen, und sie wachte erst auf, als es vorbei war. Sie wollte ein Kind infolge ihrer eigenen verlorenen Kindheit; sie wünschte sich selber als Mutter, um ihre Unsicherheit, ja, ihr Versagen als Frau wettzumachen; ihrem Mann gegenüber fühlte sie sich scheu wie eine Jungfrau, von sich selbst aber verlangte sie, eine »Madonna«, eine »Urmutter« und »Nur-Mutter«, zu werden⁸. Denn in der Tat: In ihrem Kinde würde sie selber sein; ihr Kind würde ihre eigene Stellung an der Seite ihres Mannes festigen; ihr Kind würde ihr wahres

unkeusch angesehen. Er wurde ehemals zu allerhand Liebeszauber gebraucht, wobei besonders seine Knochen verwendet wurden.« »In manchen Ländern heißt es, daß das Quaken der Frösche im Frühjahr dem Weinen der ungeborenen Kinder ähnlich sei und darum die Seele des noch nicht inkarnierten Kindes darstelle.« – FRIEDEL LENZ: Bildsprache der Märchen, Stuttgart 1971, 22, sieht in der Tradition der Anthroposophie in dem *Frosch* das Wesen, das »auf den sicheren Boden der Tatsachen« gelangt ist: »Man erfaßt die Sinnenwelt. Das Feste, Stoffliche trat an die Stelle des Beweglichen, das Konstante an die Stelle des Fluktierenden.« Diese Warnung vor der Gefahr einer vereinseitigten Rationalität hat ihren philosophisch vollkommensten Ausdruck gefunden in einem der Hauptwerke von LUDWIG KLAGES: *Der Geist als Widersacher der Seele*, 3 Bde., ³1953, in: *Sämtliche Werke*, hg. v. Ernst Frauchinger u. a., Bd. 1, mit einer Einleitung v. Albert Schuberth, Bonn ²1981, 378–394: 36. Kapitel: Symbolisches und begriffliches Denken. Der Schaden der Verstandeseinseitigkeit ist gewiß groß, doch mit dem *Dornröschen*-Märchen hat dieses Motiv nichts zu tun.

8 | ERNEST JONES: Die Empfängnis der Jungfrau Maria durch das Ohr, s.o. Anm. 4, S. 202, betrachtete die Idee der Madonna, die gleichzeitig Jungfrau und Mutter ist, als »eine vollkommene Ablehnung der väterlichen Potenz«, die »gleichzeitig in den höchsten denkbaren Bildern ... verherrlicht« werde. Indem die Kunst, die so oft die Szene der Verkündigung der jungfräulichen Geburt durch den Engel dargestellt habe, sich nach und nach »anderen Zwecken« zuwandte, sei »das erste ernste Stadium im

Wesen zur Geltung bringen. Und als sie eines Tages wirklich dann ein Mädchen zur Welt brachte, war ihr Glück vollkommen. Diesem Kinde würde sie all ihre Liebe, all ihre Aufmerksamkeit, all ihre Zärtlichkeit widmen. Sie würde es halten wie eine Göttin: – als ihr ein und alles, als den Mittelpunkt ihres Seins, als das Zentrum von Sinn, Bestätigung, Erfüllung. Und auch der Zuneigung ihres Mannes glaubte sie nunmehr sich sicher: In ihrer Tochter würden sie beide gemeinsam leben. Als »Frosch« war er ja nur das Mittel zur Erzeugung dieser einen einzigartigen Kostbarkeit – ihrer gemeinsamen Tochter – gewesen, und in dieser Eigenschaft würde er fortan nicht länger benötigt. Sie selber war in diesem Kinde vom Mädchen zur Mutter geworden und aller Rätsel des Frauseins endgültig ledig, wofern nur ihr »Gatte« wirklich damit aufhören würde, sie weiter »begatten« zu wollen; er würde als Vater des Kindes auf neue Weise seine Männlichkeit unter Beweis stellen können. Nur wie?

»Daß der König vor Freude sich nicht zu lassen wußte« oder: Vom Liebhaber zum Vater

Was macht ein Mann, wenn er zum Vater wird? Als »zeitgemäß« in unserer auf »Gleichberechtigung« getrimmten Gesellschaft wird es empfunden, daß ein Mann seiner Frau in ihrer Rolle als Mutter zur Seite steht: er begleitet sie in den Kreißsaal, er hält ihre Hände bei der Geburt, er versieht wichtige Teile der Kinderpflege und der Kinderbetreuung, kurz, er kompensiert den Ausfall an Häuslichkeit, der vielen Frauen durch ihre Berufstätigkeit heute abverlangt wird, indem er einige der traditionellen Frauenpflichten in die eigene Praxis übernimmt. Sie kann, was er kann, er kann, was sie kann, – so soll es gehen! Und doch bestehen unter der Decke sozialer Angleichungen die alten Unterschiede zwischen den Geschlechtern uneingeschränkt weiter. Wenn eine Frau zur Mutter wird, ist dieser Weg durch eine Reihe hormoneller Feinabstimmungen nach einem festen Programm vorgezeichnet: der gesamte Organismus stellt sich Schritt für Schritt auf die Zeit der Entbindung um; körpereigene Endorphine antworten auf den Schmerz der Niederkunft; die Einleitung des Stillens ver-

Vergehen der Religion und im Triumph des Realitätsprinzips über das Lustprinzip« eingetreten. (204) Das Problem vieler katholischer Frauen, die nach dem Ideal der Madonna erzogen wurden, liegt darin, *psychisch* »jungfräulich« bleiben zu müssen, um nur noch »Mutter« zu sein.

knüpft sich mit der Ausschüttung von Hormonen, die Fürsorge und Bindung als Gefühle geradewegs vorschreiben⁹. Bei einem so wichtigen Vorgang wie der Weitergabe des Lebens überläßt die Natur nichts dem Zufall. Doch all das gilt nur auf seiten der Frau. Nichts Vergleichbares existiert auf seiten des Mannes. Er muß halt sehen, wie er mit den Veränderungen im Leben und Erleben seiner Gemahlin zu-

9 | Neurologisch zeigt sich der Unterschied zwischen den Geschlechtern bereits im Grundplan des Gehirns. Entscheidend ist dabei der mediale Nucleus praeopticus des Hypothalamus, der die Ausschüttung des Gonadotropin-Releasing-Hormons (GnRH) kontrolliert; GnRH wirkt auf die sekretorischen Zellen in der Hypophyse ein und bewirkt dort bei Männern wie bei Frauen die Freigabe des follikelstimulierenden Hormons (FSH) und des luteinisierenden Hormons (LH). Bei Männern führt LH in den Hoden zur Ausschüttung von Testosteron, FSH zum Wachstum von Spermienzellen; bei geschlechtsreifen Frauen stimuliert FSH am Beginn des Fortpflanzungszyklus die Reifung des Follikels (der sich entwickelnden Eizelle und des umgebenden Gewebes im Ovar, im Eierstock); in Verbindung mit LH fördert es das schnelle Wachstum des Follikels und erhöht die Abgabe von Östrogenen aus den Eierstöcken. Bei erhöhten Östrogenkonzentrationen im Blut verringert die Hypophyse die FSH-Ausschüttung; es kommt zu einer negativen Rückkopplung. Ein hoher Östrogenspiegel im Blut führt aber auch zu einer verstärkten Sekretion von LH aus der Hypophyse, und das wiederum löst den Eisprung (die Ovulation) aus. Zur gleichen Zeit steigt – durch Ausschüttung von Prolactin-Releasing-Hormon, PRH, im Hypothalamus – die Sekretion des Hypophysenhormons Prolactin, das die Bildung des Gelbkörpers (Corpus luteum) erleichtert, einer Struktur im Ovar, die aus dem Follikel hervorgeht. Das Corpus luteum setzt Gelbkörperhormone: Östrogene und Progesteron, frei. Progesteron bereitet das Fortpflanzungssystem auf die Einnistung (die Nidation) des befruchteten Eies vor und hält die Schwangerschaft und die Stillfähigkeit aufrecht. Auch hier herrscht ein Rückkopplungsmechanismus: ohne ein befruchtetes Ei degeneriert das Corpus luteum, und damit reduziert sich auch die Abgabe der Gelbkörperhormone; der Zyklus setzt erst wieder ein mit der Bildung eines neuen Corpus luteum. (Die »Pille« enthält Östrogene und Gestagene – eine Gruppe von Steroidhormonen, zu der auch Progesteron zählt – und verhindert somit einen normalen Zyklus.) – Hinzukommen die Hormone der Nebennierenrinde, die bei Männern wie Frauen u.a. Androgene absondern; diese haben eine wichtige Funktion bei Wachstum und Entwicklung. Nebennierenandrogene steuern im weiblichen Organismus den Geschlechtstrieb, eine Aufgabe, die bei Männern das Testosteron übernimmt. – Was die Struktur des so wichtigen medialen Nucleus praeopticus angeht, so ist er in männlichen Gehirnen bei Ratten viermal größer als in weiblichen; dafür ist die Anzahl der Neuronen pro Volumeneinheit in weiblichen Gehirnen größer. »Die Entwicklung dieses dauerhaften strukturellen Unterschieds im Gehirn zwischen Männchen und Weibchen, der durch eine frühe Hormoneinwirkung (sc. durch den Wirkstoff Testosteronpropionat, TP, d.V.) verursacht wird, ist von beträchtlicher Bedeutung. Das Verhalten unterliegt der direkten Kontrolle durch das Gehirn, und Hormone können ihren Einfluß auf das Verhalten über ihre Wirkung auf das Gehirn ausüben.« (RICHARD F. THOMPSON: *The Brain*, New York–Oxford 1985; dt.: *Das Gehirn. Von der Nervenzelle zur Verhaltenssteuerung*, übers. v. Merlet Behncke, Heidelberg–Berlin–New York 1990, 163) – Wie spezifisch Hormone wirken, zeigt sich u.a. an dem weiblichen Hormon Oxytocin, das von der

rechtkommt. Sie war einmal seine Geliebte. Jetzt ist sie seine Gefährtin, und diese zeigt auf einmal in aller Deutlichkeit, daß sie auf lange Zeit hin dieses neugeborene Wesen, ihr Kind, mit absolutem Vorrang vor allem anderen, auch vor ihrem Gatten, zu behandeln gedenkt. Aus der verschmelzenden Einheit zu zweit ist jetzt eine Einheit von Mutter und Kind geworden, die den Mann ebenso einschließt wie ausschließt. Wie also soll er in dieses Neue und Fremde sich fügen?

In der ihm eigenen überzeichnenden Direktheit hat OTTO DIX im Jahre 1927 auf einem Bild mit dem Titel *Familie* die bestehende Problematik in eine Art Portrait gebracht¹⁰. Mit schwarzem, langwallendem Haar sitzt dort eine Frau in roter Bluse, auf ihrem Schoß ein wohlgenährtes, in weiße Babykleider gehülltes Kind, das seinen Kopf an ihre rechte Brust lehnt, während seine Händchen spielerisch in die Luft greifen. Zur linken Seite der Frau, in gleicher Augenhöhe mit dem Kind, drückt sich der Vater ins Bild. Bemüht grinsend, die obere Zahnreihe über einem gewaltigen Nußknackerkinn bleckend, richtet er seine schmalschlitzigen Augen unter der von stoppeligen Haaren überwucherten fliehenden Stirn auf sein Kind, dessen Blick an ihm achtlos vorbeigeht. Seine prankenartige linke Hand hat er vorgestreckt, wie wenn sie das Kind berühren wollte, dann aber doch auf dem Oberschenkel der Frau liegengeblieben wäre. Selbst ein solch kraftvoller Naturbursche, so ist zu sehen, macht sich zu dem zweiten Kind seiner Frau, um von ihr auf ähnliche Weise geliebt zu werden, wie dieses erste; und sie, gleich einer Madonna, schaut friedlich lächelnd von oben herab auf das Idyll, das sie selber geschaffen. Hinter ihr steht ein etwa fünf Jahre altes blondhaariges, ebenfalls rotgekleidetes Mädchen, das mit der rechten Hand ein rotes Blümchen zum Lob darbietet; unmittelbar schaut es den Betrachter an, ihn auffordernd, gleichermaßen der Szene Beifall zu zollen. Doch kann der's, wenn er die clowneske Lage des Mannes betrachtet?

Neurohypophyse (den hypothalamischen Nervenendigungen) ausgeschüttet und über die Blutbahn zu allen Körpergeweben und -organen transportiert wird. Im Brustgewebe führt es zu einer Kontraktion der Milchgänge und löst dadurch einen Milchausstoß aus, doch nur, wenn die Milchproduktion bereits eingeleitet worden ist, das heißt kurz nach der Niederkunft einer Frau, die stillt; am Ende der Schwangerschaft führt Oxytocin zu Uteruskontraktionen. Die unterschiedliche Wirkung auf Brust- und Gebärmutterzellen ergibt sich aus entsprechenden Rezeptoren, die nur zu bestimmten Zeiten (während des Stillens und am Ende der Schwangerschaft) aktiv sind. (A.a.O., 155) Die entsprechenden Gefühle, die solch spezifische Hormonausschüttungen begleiten, sind jeder Frau, die ein Kind geboren hat, bekannt.

10 | Vgl. RAINER BECK: Otto Dix (1891–1969). Zeit Leben Werk, Konstanz 1993, Abb. 187: Familie Dix, Mischtechnik, 1927.

In allem Liebesspiel von Mann und Frau liegt zum Glück etwas, das, rückwärts gesehen, wie eine Vorübung auf das Zukünftige erscheint: Mit Vorliebe werden Mann und Frau ihre Zuneigung ausdrücken in verkleinernden Koseworten. »Mein Baby«, »mein Männlein«, »mein Schätzchen«, »mein Häslein« oder so ähnlich werden wohl alle Verliebten, wenn niemand dabei ist, der's hören könnte, einander anreden. »Ich möchte Dich behüten und bewahren vor aller Gefahr«, soll das heißen; »ich möchte immer bei Dir sein, damit Dir nichts geschieht«, besagen solche Worte; und ohne daß die Betroffenen selber es merken, übertragen sie aufeinander mitten in der Erwachsenen-Liebe Gefühle und Haltungen, die eigentlich schon dem künftigen Kind gelten¹¹. Man kann ein Heim nur errichten, wenn und wo man selber sich zu Hause fühlt. Insofern gehen in die Liebe einer Frau zu einem Mann wohl immer auch schon Erwartungen ein, die ihn als fürsorglich, schützend, vertrauenswürdig und »fest« an Charakter und Kraft bestätigen möchten. Und entlang solchen »Bahnungen« der Gefühle nun wird, wenn es gutgeht, ein Mann sich als »Vater« neu definieren. Mit Freuden mag er dem Gefühl nachstreben, Verantwortung für Frau und Kind zu tragen; zufrieden mag er das Empfinden registrieren, in eine Schicksalsgemeinschaft eingetreten zu sein, in der er in gewissem Sinne unentbehrlich ist. Er wird von Frau und Kind gebraucht, so wie die Frau an seiner Seite von ihrem Kinde gebraucht wird. Für Mutter wie Vater erfordert diese Situation eine innere Wandlung, eine Reifung des Wesens. – So jedenfalls sollte es sein; so wäre es in der Ordnung der Dinge. Wie aber, wenn diese »Wandlung« gar nicht erfolgen kann, weil ihr Erfordernis sich viel zu früh stellt?

Wie oft müssen Frauen vom Mädchen zur Mutter werden, ohne je wirklich Frauen haben sein zu dürfen? Wie oft werden Jungen zu Vätern, ohne je zu wirklichen Männern herangereift zu sein? Es kommt dabei nicht auf das biologische Alter an. Wie praktisch doch verfügt die bürgerliche Rechtsprechung in aller Einfachheit und Klarheit, jemand habe für »erwachsen« zu gelten mit Erlangung des 18. Lebensjahres! Damit ist er »mündig« im Sinne des Gesetzes. Dann darf er

11 | Vgl. RUDOLF BILZ: Zur Grundlegung einer Paläoanthropologie. Eine Studie über archaische Funktionsbereitschaften und Phänomene der Bahnung (1944), in: Paläoanthropologie. Der neue Mensch in der Sicht einer Verhaltensforschung, 1. Bd., Frankfurt/M. 1971, 93–107, S. 104: »Die späteren elterlichen Funktionen »bahnen« sich in der ersten Liebesannäherung einen Weg ... So spreche ich von Gesetzen der Vorwegnahme, die sich in der Geschlechtsliebe des Menschen verwirklichen.« Besonders die »Diminutivwelt der Fürsorglichkeit« ist dafür ein Beleg.

selbständig ein Auto lenken und den Bundeskanzler wählen, dann obliegt ihm, wenn er ein Junge ist, die »Pflicht«, auf dem Kasernenhof zu lernen, wie man im »Dienst« für Volk und Vaterland vollkommen unbekannte Menschen massenweise tötet, dann ist es ihm gestattet, Alkohol, Tabak, Kinoprogramme aller Art und sonstige »Genüsse« des Lebens in eigener Regie zu suchen und zu meiden, ganz wie es ihm beliebt. Er ist »erwachsen«, just wenn er 18 Jahre alt geworden ist. Natürlich weiß man, daß es sich bei solchen Festsetzungen um reine Rechtsfiktionen handelt. Sozial mag jemand für »ausgereift« gelten, wenn er einen Beruf gelernt und eine Stelle gefunden hat, durch die er das Geld für seinen Lebensunterhalt zu verdienen imstande ist. Doch wie definiert man »seelische Reife«? Das ist nicht so einfach. »Wenn jemand liebesfähig ist und arbeiten kann«, hätte SIGMUND FREUD gesagt. Doch auch diese »handfeste« Erklärung ist nicht unumstößlich.

Im Märchen von *Dornröschen* werden wir versichert, es mit einem wahren »König«, mit einem Souverän des Lebens also, und einer »Königin« zu tun zu haben. Doch was ist »souverän«, wenn man nicht einmal Herr ist über des eigenen Herzens Regungen? Wenn einem, wie Dornröschens Mutter, ein »Frosch« die Erfüllung der eigenen Wünsche ansagen muß, nur weil man nicht wagt, sie wirklich zu leben? Wenn man ersatzweise in dem eigenen Kinde die Zeit der Kindheit nachholen muß, weil an der Seite des »Königs« nur die fertige Form, die vollendete Mutter, nicht aber das schüchterne, zögernde, verängstigte, gefühlsunsichere Mädchen zugelassen ist? Und auch er, der »König«: Er hat, wie in unserem Fallbeispiel, die Not seiner Frau nicht zu lindern gewußt, er hat sich statt dessen mit ihr auf ein Arrangement eingelassen, das bestenfalls hilft, den bestehenden Konflikt zu umgehen oder zu überspielen. Doch wo bleibt er jetzt selber mit seinen eigenen Gefühlen?

Die Unerreichbarkeit seiner Frau muß er, so scheint's, akzeptieren. Er darf sie nicht länger als Mann so lieben, wie es mit einer »richtigen« Frau nur wünschenswert wäre. Er hat sie als Mutter zu respektieren und seine Rolle als Mann auf das bloße Vatersein zu reduzieren. Die Zuneigung seiner Frau, das begreift er, ist fortan allein zu erringen als Prämie für die Bekundung der herzlichsten Liebe zu seiner Tochter. Folglich muß er das neugeborene Mädchen lieben, um von seiner Gattin geliebt zu werden. Es ist, als würden alle Gefühle, statt sich gradlinig auszutauschen, über den »Scheitelpunkt« dieses Kindes verwinkelt und umgelenkt. »Mein Mann ist so kinderlieb«, »mein Mann ist ein wirklich guter Vater«, »mein Mann ist so gut zu

unserer Tochter« – Worte wie diese stellen das höchste Lob dar, das wie zum Ersatz für die einstige Gattenliebe von der Gemahlin jetzt noch vergeben wird. Immer mehr verschiebt sich unter diesen Umständen die Liebe zwischen den Partnern auf die gemeinsame Liebe zu ihrem Mädchen. Sie liebt ihn in diesem Kind, er liebt sie, indem er dieses Kind für sich gewinnt. Wieder ist eine solche Entwicklung in gewissem Sinne »normal«; Menschen aber, die ihrer selbst noch unsicher sind, werden ihre gesamte Achtung wie Selbstachtung in das Gelingen eben der Liebe zu ihrem Kinde setzen. Das Wohlwollen und das Wohlbefinden dieses Kindes werden zu dem direkten Gradmesser für den Wert und die Bedeutung der eigenen Person. Ein Baby als Stimmungsbarometer zweier Erwachsener – das ist viel zuviel selbst für eine »Prinzessin«.

Manche Frauen – fast immer Frauen – benutzen ihren Schoßhund oder ihre Hauskatze als einen solchen Liebesindikator: Wenn ihr kleiner Liebling gegenüber einem neuen Mann »fremdelt«, Angst hat oder gar aggressiv wird, ist's klar, daß mit ihm nicht viel los ist und daß man nur guttut, ihm künftig aus dem Weg zu gehen; wenn hingegen sehr bald schon das Kätzchen dem Fremden voller Zuneigung um die Beine streicht oder der Hund seine Hände zu lecken beginnt, so zeigt sich, daß er Vertrauen verdient. Nicht viel anders verläuft die »Kinderprobe«: Wenn sogar die eigene Tochter einem ihr Unbekannten unbefangen und offen entgegenläuft und dieser sofort sich mit ihr ins Einvernehmen zu setzen versteht, dann muß er ein guter, ein lebenswürdiger Mensch sein; wenn aber das Kind bereits sich schwertut, mit ihm in Kontakt zu treten, wie soll er dann als Partner sich bewähren? Außer Betracht bleibt bei solchen »Prüfungen« zumeist der Einfluß der eigenen Person auf die Empfindungen des Kindes oder des nur zu gehorsamen Haustiers. Auf den eigenen Mann jedenfalls wächst der Erwartungsdruck von seiten einer solchen Frau, als liebenswert genug sich zu zeigen, um von der Tochter geliebt zu werden; wo dies, fühlt auch die Frau sich von ihm gemocht und belohnt ihn mit dankbarem Glück; wo nicht, droht ein ernster Beziehungskonflikt.

Wir müssen, um dem *Dornröschen*-Märchen zu folgen, voraussetzen, daß jene Pflicht zur Umwandlung der Gefühle vorerst glänzend erfüllt wird. Auch der »König«, gerade er, weiß *vor Freude sich nicht zu lassen*, als er der Tochter ansichtig wird. All die Gefühle, die, als erwachsene, einmal seiner Gemahlin gegolten haben, wenden sich nun auf sein Kind und wenden sich damit ein Stück weit zurück auch in seine eigene Kindheit.